

Heinz Böhm

Verrat auf Burg Schlangenfels



Jung & Jünger

Verrat auf Burg Schlangenfels

Verrat auf Burg Schlangenfels

Heinz Böhm

Band 6 der Kinderbuchreihe »Jung und Jünger«

Paperback, 192 Seiten

Artikel-Nr.: 256765

ISBN / EAN: 978-3-86699-765-3

Es geschehen unheimliche Dinge im Moosgrund: Räuberbanden durchstreifen die Wälder und versetzen die friedliche Dorfgemeinschaft in Angst und Schrecken.

Zufällig wird der neugierige Wulf Zeuge eines Verbrechens und gerät in eine große Klemme.

Wem kann er sein Geheimnis anvertrauen? Wer wird ihm als Findelkind glauben? Wer kann ihm helfen?

Durch ein »sprechendes Buch« bekommt er endlich Antworten und Hoffnung – und sein Leben wird für immer verändert!

Ein spannendes Abenteuer über Mut, Vertrauen und den rettenden Glauben.

Ab 10 Jahren

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

[Artikel ansehen auf clv.de](http://clv.de)



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

1. Auflage 1996 (CLV)
2. Auflage 2000 (CLV)
3. überarbeitete Auflage 2023 (CLV)

Erstauflage erschien unter dem Titel *Der Rote Graf*.

© 1996, 2000, 2023

by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung e.V.

Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

www.clv.de

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256765

ISBN 978-3-86699-765-3

Heinz Böhm

Verrat auf Burg Schlangenfels



Jung & Jünger

INHALT

Der Überfall	7
Das Geheimversteck	13
Auf Burg Schlangenfels	22
Ein Schutzring um Moosgrund	33
Kaufleute ziehen heran	37
Spuk oder Wirklichkeit?	44
Und die Heiligen schweigen	50
Hilda in großer Sorge	62
Bitteres Leid	67
Das sprechende Buch	73
Das Leben geht weiter	79
Rubertus staunt, dass sich die Balken biegen	88
Vertrauen gegen Vertrauen	94
Die einsame Waldhütte	99
Stunde des Grauens	110
Traum oder Wirklichkeit?	125
Fürst Dietrich von Wolfseck	140
Der Zweikampf	159
Ein Geständnis unter vier Augen	174

DER ÜBERFALL

Es war eine stürmische Mainacht. Schwarze Wolken jagten über den nächtlichen Himmel. Die knorrigen Eichen, die sich bis nah an das Dorf Moosgrund heranschoben, ächzten unter der Gewalt des Sturms. Dunkel hoben sich die Mauern von Burg Schlangenfels gegen die heraufsteigende Dämmerung am Horizont ab. An der Grenze des Ortes, an einem leicht ansteigenden Hang gelegen, stand die Hütte des Köhlers und Bogenschnitzers Felix. Hier lebte er mit seiner Frau Hella und den beiden Söhnen Bernhard und Konrad.

Der knapp vierzigjährige Mann lag wach auf seinem Strohlager, das mit Leinenfetzen überdeckt war. Gespannt lauschte er dem Tosen des Sturms. Plötzlich richtete er sich auf. In das langgezogene Pfeifen des Windes mischten sich vom nahen Dorf her andere Töne. Er hörte Pferdewiehern, angstvoll kreischende Frauenstimmen, dazwischen wüstes Krachen und raues Männergrölen. Der Mann stieß seine schlafende Frau neben sich an. Augenblicklich war sie wach und richtete sich auf: »Was ist das, Felix?«

»Das möchte ich auch gern wissen, komm!«

Beide krochen unter der aus Schaffellen gefertigten Decke hervor und platschten mit nackten Füßen über den

festgestampften Lehmhoden des Raums. Sie traten an das Fenster und stießen den stabilen Laden nach außen. Vor der Dorfschänke hatte sich eine johlende Meute Reiter versammelt, die unter lautem Schreien ihre Fackeln schwangen. »Eine Räuberbande«, zischte die Stimme des Köhlers. »Eine Räuberbande unten vor der Schänke.«

Erschreckt wandten die Eltern ihre Köpfe und blickten zu der massiven Tür, die den großen Raum von dem zweiten, wesentlich kleineren Raum trennte.

Die beiden Söhne, Bernhard und Konrad, standen im Türrahmen, und bibbernd wiederholte Konrad den Satz seines Vaters: »Eine Räuberbande, Papa?« Er warf sich seinem Vater in die Arme und barg seinen Kopf an dessen Brust.

Der Mann strich seinem Jungen übers Haar. »Ich vermute es nur. Es kann aber auch was anderes sein.«

»Was anderes sein?« Bernhard, der ältere der Brüder, ließ sich nicht so schnell beruhigen. Im Gegenteil. Wenn das mit den Räubern stimmte, dann war ihr gemeinsamer Freund Eckart in höchster Gefahr. Bernhard schaute durch die Fensteröffnung zur Schänke hinüber. Der auf- und abspringende Fackelschein zog gespenstische Kreise. Mächtige Schatten huschten über die Wand des alten Hauses.

Felix sah seine Frau und die Jungen an. »Ganz ruhig

bleiben. Hierhin kommen sie nicht. Aber ich kann die da unten nicht im Stich lassen.« Entschlossen riss er einen starken Bogen von einem Haken und ergriff den mit Pfeilen gefüllten Köcher.

Bernhard blieb einen Augenblick unschlüssig stehen, dann huschte er in den Nebenraum und kam mit seinem eigenen Bogen zurück. Er stellte sich neben seinen Vater. Aus der Dorfmitte nahte dumpfes Hufgetrampel.

Schwarze Schatten rasten unterhalb der Köhlerhütte vorbei, dem nahen Wald zu. Kreisende, schwindende Lichter und nachlassendes Grölen kündeten das Ende des Spuks an. Die Frau schlug seufzend ihre Hände über dem Kopf zusammen. »Felix, sie haben uns verschont.«

»Wahrscheinlich ahnten sie, dass bei uns nichts zu holen ist.« Der Mann lächelte grimmig. »Aber unten bei der Schänke ... unten bei der Schänke«, murmelte er. Inzwischen hatte die Frau mittels Feuerstein und Zunder einen Span angezündet. Sie hielt ihn an die pechgetränkte Fackel. Eine bläuliche Flamme züngelte an dem runden Stab entlang.

Der Mann nahm ihr die Fackel aus der Hand. »Legt euch noch auf euer Lager. Die Gefahr ist vorbei, aber ich möchte sehen, was unten bei der Schänke passiert ist.«

»Bleib hier, Felix«, bettelte die Frau und hängte sich an seine Schulter.

»Nein, Hella, sollen mich die anderen für einen Feigling halten? Ist schon schlimm genug, dass ich meinen Bogen nicht spannen konnte ...«

»Warte doch wenigstens bis es noch heller wird. Der Horizont bekommt schon Licht.«

Der Mann schob ihre Arme von seiner Schulter. Seine Blicke streiften die beiden Jungen. »Versucht noch einmal einzuschlafen.«

Bernhard schüttelte energisch seinen Kopf. »Ich gehe mit, Vater. Ich muss wissen, ob Eckart etwas passiert ist.«

»Nein, du bleibst hier. Bei Mutter und Konrad.«

»Aber zwei Bogen sind besser als einer.«

»Mag schon sein, aber jetzt bleibst du hier!«

Bernhard senkte den Blick, wagte aber nicht, seinem Vater zu widersprechen. Auch die Frau versuchte nicht mehr, ihren Mann zurückzuhalten. Bald hatte der Köhler die Dorfmitte erreicht. Kaum sahen ihn einige Bauern, so stürzten sie ihm entgegen. Die Blicke des Köhlers trafen sich mit denen seines Freundes, des Hufschmieds Bruno.

»Sie kamen wie die Heuschrecken, Felix.« Der Köhler hielt seine brennende Fackel in die Höhe und ging auf die Schänke zu. Die brüchigen Lehmwände hatten tiefe, frische Schrammen. Die Haustür war brutal aus dem Rahmen herausgeschlagen worden. Neben der Scheune stand ein demolierter Reisewagen. Grimm in seinen hellen

Augen, kam der alte Schankwirt Waldemar auf Felix zu. Ihm folgte auf dem Fuß ein vornehmer Herr, dessen Gesicht von Entsetzen gezeichnet war.

Der Schankwirt fuhr mit seiner rechten Hand durch sein wirres, schlohweißes Haar. »Das ist doch in den letzten Jahren nie passiert. Und heute, gerade heute. Ich frag mich nur ...«, der Alte durchbohrte die Umstehenden mit seinen hellen Augen, »woher wusste das Gesindel, dass der Rote Graf zu einem Ritterturnier unterwegs ist?« Vielstimmiges Murmeln der Männer nahmen den Gedanken des Alten auf.

»Ja, der Rote Graf. Wäre er mit seinen Rittern auf Schlangenfels gewesen, dann hätte es niemand gewagt, Moosgrund so dreist und frech zu überfallen.«

Der fremde Kaufmann rang verzweifelt die Hände. »Hier die Tour durch den Moosgrund gilt unter den Kaufleuten als ziemlich sicher. Besonders seit der Großvater des Roten Grafen, Rudolf von Schlangenfels, die Wälder von dem Raubgesindel befreit hat.« Dann begann er zu jammern und zu klagen: »Ich komme an den Bettelstab, ich komme an den Bettelstab. Niemand ersetzt mir die kostbaren Stoffe und das Silber!«

Felix tat dieser Kaufmann leid, während die Tagelöhner eine aufsteigende Schadenfreude nicht ganz verbergen konnten. Was sollten sie denn sagen? Von wegen

Bettelstab. Bestimmt hatte der in seiner Stadt keine so erbärmliche Hütte wie die meisten von ihnen.

Felix trat auf den Kaufmann zu. »Seid nicht so verzweifelt, Herr. Sobald Graf Leopold zurückkehrt, werden wir ihm von dem Überfall berichten. Er wird die Räuber aufspüren und vielleicht ...«

In den Augen des Kaufmanns blitzte es hoffnungsvoll auf. »Meint Ihr?«

Der Köhler nickte. Allerdings behielt er den Gedanken für sich, dass gerade um Moosgrund herum und weiter in den Wäldern zahllose Schlupfwinkel waren, die einer Bande genug Möglichkeiten gab, sich – wie man so schön im Volksmund sagt – in Luft aufzulösen. Ein alter Tagelöhner, dessen geöffneter Mund zwei gelbe Zahnstümpfe freigab, schaute mit nahezu abergläubischen Blicken zur Burg hinauf.

»Der Rote Graf wird sie zu finden wissen, und dann ...«, sein verwittertes Gesicht spiegelte wider, wie er sich die Rache des Grafen vorstellte. Felix schaute nachdenklich in den Schein der rußenden Fackeln. Die Frage des alten Schankwirts Waldemar hakte sich in ihm fest. »Woher wussten die Wegelagerer, dass der Rote Graf nicht auf Schlangenfels weilte? Sollte ein Verräter unter den Männern von Moosgrund sein?«

DAS GEHEIMVERSTECK

Nah dem Ort Moosgrund, tief in eine Mulde gebettet, lag die kleine Hütte der Witwe Hilda. Hier hauste sie mit ihrem Sohn Wulf, einem knapp fünfzehnjährigen kräftigen Burschen. Hilda war stolz, wenn man Wulf ihren Sohn nannte. Obwohl doch jeder im Flecken wusste, dass er ein Findelkind war. Einer, den die unbekanntes Rabeneltern aus dem Nest gestoßen hatten.

Damals – es war ein herrlicher Septembermorgen gewesen – hatte einer von den Bauern in seiner Scheune ein klägliches Wimmern gehört. Dieser Mann gehörte nicht zu den Leibeigenen und genoss, entsprechend dieses Standes, bei allen ein gewisses Ansehen. Er kam direkt hinter Pater Franziskus. Zunächst glaubte er, sich verhöhrt zu haben. Doch die kräftige Säuglingsstimme belehrte ihn eines Besseren. Halb neugierig und halb ängstlich stieß er die Scheunentür auf. Hell schien die Herbstsonne in das Innere des Raums. Und da hörte und sah er: In eine raue Decke eingewickelt lag ein schreiender Säugling. Der Mann sah auf seine schwieligen Hände. Geschaffen, um schwere Arbeit zu leisten, aber doch nicht, mit solch einem Würmchen umzugehen. Doch dann hob er es auf, drückte es an seine Brust und stapfte hinauf zu Pater Franziskus.

Zwei Tage zuvor hatte ein von Rittern bewachter Kaufmannszug in Moosgrund Rast gemacht. Nicht selten schlossen sich fahrende Gesellen an. Sie leisteten den reisenden Kaufleuten geringe Dienste und genossen dafür den Schutz durch die mitziehenden Ritter.

Kein Zweifel, dass jemand den Säugling heimlich ausgesetzt hatte. Wohl in der Hoffnung, man werde das schreiende Bündel finden.

Das sonst so gütige Gesicht des Seelsorgers verdüsterte sich, und seine Stimme grollte wie ein herannahendes Gewitter: »Wer hat dieses hilflose Menschlein nur so kaltherzig ausgesetzt?!« Der Bauer hatte das leichte Bündel dem Pater in die Arme gelegt. Der Kleine schaute sie mit runden blauen Augen an. Dann lächelte er. Die beiden Männer sahen sich an, und sie schämten sich ihrer Rührung nicht. Kurz über seine Augen wischend bestimmte Pater Franziskus, dass dieses Kind in Moosgrund bleiben sollte.

Schon bald ergab sich ein geradezu vorgebahnter Weg. Mit Tränen in den Augen hatte die Witwe Hilda den Pater gebeten, ihr den kleinen Jungen als Pflegekind anzuvertrauen. Erstens, weil es schuldige Christenpflicht sei, für das Kind zu sorgen, zum andern, weil ihr achtjähriger Sohn vor einem Jahr durch ein tückisches Fieber hingerafft worden war. Pater Franziskus nannte diesen

Entschluss der Witwe eine Gott wohlgefällige Tat, die der Schöpfer wohl mit besonderem Segen beantworten werde.

Mit beschwörenden Gesten versicherte die Witwe Hilda, dass sie nach allen Kräften für den Kleinen sorgen wolle. Und die Familien von Moosgrund versprachen der Pflegemutter, was in ihren Kräften stand, für sie und den Kleinen Nahrung und Kleidung beizusteuern. Und sie hielten Wort. Bei jeder Ernte, auch wenn sie spärlich ausfiel, wurden doch die beiden nicht vergessen.

Den Namen Wulf verdankte der Kleine seinem gesegneten Appetit. »Man sollte ihn Wolf nennen«, hatte Hilda gegenüber dem Pater geäußert, als der sich wenige Tage später nach dem Wohlergehen des »Findelkinds« erkundigte.

»Wechsle doch einfach einen Buchstaben aus«, schlug der Pater mit einem pffiffigen Lächeln vor. »Nimm das O heraus und setze ein U dafür ein.«

Ein stolzes, einfältiges Lächeln huschte über ihr Gesicht, und nahezu wie eine Formel murmelte sie: »Das ist gut, Pater Franziskus. Wulf, mein kleiner Wulf.«

Die Jahre vergingen, und Wulf wuchs zu einem hübschen Jungen heran. Alle im Ort waren von seinen blauen Augen fasziniert. Und wie er mit dem Bogen umgehen konnte! Er schoss die Vögel im Flug und durchbohrte

die stehenden Forellen in den glasklaren Bächen. Seine vier Freunde Bernhard, Konrad, Eckart und Walther bewunderten ihn wegen dieser Fähigkeiten. Nur Bernhard ließ ihn gelegentlich fühlen, dass er nur ein Findelkind war. Wenn er aber bemerkte, wie seine Worte den Freund getroffen hatten, scheute er sich nicht, ihn ehrlich um Verzeihung zu bitten.

An einem sonnigen Frühlingstag lagen die fünf Jungen im Schatten eines Erlenbusches und blickten angestrengt hinüber zum Waldrand.

»Wenn der doch mit seinen Schafen weiterzöge«, zischte Wulf und zappelte vor Ungeduld. Offenbar aber dachte der Mann drüben am Waldrand nicht daran, seinen schattigen Platz zu verlassen. Gemütlich lehnte er an einer dicken Eiche und streckte seine Beine vor. Neben ihm stand der lange Hirtenstab. Gemächlich schob er seinen verbeulten Hut in die Stirn.

»Wenn nicht ein paar einsichtige Wespen auftauchen, ist vorläufig nichts zu machen«, seufzte Walther. Die fünf krochen ein Stück auf die sonnige Wiese und dösten vor sich hin.

Zeit hatten sie ja genug. Trutzig ragte die Burg mit ihrem Dorngestrüpp um die mächtigen Mauern in den blauen Maihimmel. Undurchdringlich waren diese Hecken, natürlicher Schutz, den schon Graf Rudolf um die Burg

hatte anlegen lassen. Ähnlich unbezwingbar wie die Burg, hielten die Leute von Moosgrund die Unbezwingbarkeit des Roten Grafen. Wie es manche Kaufleute bis in ihre Einöde hereintrugen, war der Graf im ganzen Land zu einem gefürchteten Turniergegner geworden. Für die Leute in Moosgrund war er ein Vorbild, zu dem sie aufschauten. Und alle waren überzeugt: Wäre der Rote Graf auf seiner Burg gewesen, dann hätte es niemand gewagt, den Ort zu überfallen. Natürlich gab es in diesen Tagen für die fünf Freunde kein anderes Thema. Nun aber lagen sie still im Gras und blinzelten zur Burg hinüber.

Konrad scheuchte einige lästige Fliegen weg, dann kroch er hinter den Erlenbusch. Er spähte durch das grüne Gitter der Zweige. Lebhaft winkte er den Freunden mit der Hand: »Er zieht los! Er zieht los!«

Flink wie Wiesel huschten die andern herbei und sahen sich triumphierend an. »Endlich!«

Von seinen zwei Hunden umsprungen, eingekeilt zwischen der grauen Decke der Schafe, zog der Hirte Rubertus dem Dorf Moosgrund entgegen. Rubertus hauste in einer ärmlichen Hütte, etwas außerhalb des Dorfs. Schon von frühster Kindheit an hütete er die Schafe. Er war kräftig von Statur, aber hinter vorgehaltener Hand spottete man im Dorf, sein Verstand habe beim körperlichen Wachsen nicht ganz mithalten können. Es offen zu sagen, wagte

kaum jemand. Aber er schien es zu ahnen, und darum hielt er sich am liebsten bei seinen Schafen auf.

»Die passen zusammen, Rubertus und seine Schafe«, hatte einer gespottet.

Pater Franziskus hatte den Satz gehört. Ernst sah er diesen Mann an und sagte: »Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.«

Wie ein geprügelter Hund schlich sich der Mann aus der Runde. Das Lachen der Männer ging in verlegenes Husten über. Und wenn man einmal mit sich selbst zu Rate ging und ehrlich wurde, so war dieser Spott eine grobe Lieblosigkeit.

In ganzer Treue versah Rubertus seinen Hirtendienst. Und das allein zählte. Der alte Schankwirt Waldemar ließ es sich nicht nehmen, dem Hirten in seiner Schänke gelegentlich eine kräftige Mahlzeit servieren zu lassen.

Auch die fünf Freunde mochten den Hirten, besonders Wulf, aber jetzt war es doch gut, dass er aus ihrem Bereich verschwand. Bereich – das war ihr ureigenes Geheimnis. Kaum war die Gestalt des Hirten hinter einem Hang verschwunden, da stürmten sie los. Drüben am Waldrand standen als Wächter ein paar knorrige Eichen. Noch schimmerte zwischen dem ersten Grün der Blätter der blaue Himmel hindurch. Doch wenn die Blätter im Sommer groß und dunkelgrün wurden, bildeten diese mit den

Bäumen eine einzige undurchdringliche Wand. Der dickste dieser Bäume barg das Geheimnis der fünf Freunde. Oben in der Krone hatten sie ihr Versteck. Heimlich hatten sie einige Bretter nach oben geschafft und sie zwischen den schlangendicken Astgabeln verankert. Unter den Eichen verharrten sie einige Sekunden und schauten sich nach allen Seiten um. Alles still. Nur ein Eichelhäher schimpfte über die Eindringlinge. Wie Eichhörnchen kletterten sie den rissigen, grünspanigen Stamm hinauf. Oben angekommen, räkelten sie sich in einer verständlichen Überlegenheit in ihrem luftigen Versteck.

Eckart wischte den Schweiß von seinem Gesicht. Die vier Freunde sahen ihn erwartungsvoll an. Manchmal ließ er seiner Fantasie allzu viel Raum, aber in dem Punkt hatte er es feierlich beschworen: »Ich habe einen von den Räufern gesehen.« Und das wollten die vier Freunde jetzt genau wissen.

Eckart kostete die Spannung unter den anderen aus. Dann zögerte er einen Augenblick: »Gesehen, ja das stimmt, gesehen habe ich einen von den Räufern, aber ich habe ihn nicht erkannt.«

»Wen hast du denn erwartet?«, fragte Bernhard spöttisch. »Du hast doch behauptet, einer der Räuber hätte dem Kaufmann die Geldkatze aus dem Nachtgewand gerissen.«

»Das stimmt auch. Hab ich gesehen. Doch als dieser Kerl mir das Gesicht zuwandte, wäre ich hinter der Wand an meinem Guckloch vor Schreck bald ohnmächtig geworden.«

»Hatte er einen Totenschädel?«

»Das nicht, aber fast ebenso schlimm. Sein ganzes Gesicht war mit Holzkohle rabenschwarz verschmiert. Nur seine Augen guckten wie zwei weiße Kiesel heraus. Dann stürzten noch zwei Gestalten in den Schankraum. Da bin ich hinter meine Schlafkiste gekrochen. Ich hörte den Großvater mit seiner mächtigen Stimme wettern. Plötzlich, wie ein scharfer Peitschenknall, schrie eine helle Stimme. Großvater war sofort still. Ich hörte den Mann, wie er einen Befehl gab. ›Den Wagen ausräumen und alles gründlich durchstöbern.« Ich bibberte vor Todesangst, sie könnten mich hinter meiner Kiste entdecken ...« Eckart wischte sich erneut den Schweiß von seiner Stirn.

»Und wenn sie noch hier in der Nähe sind?« Walther war es, der diese Frage unvermittelt stellte.

Konrad sah die andern der Reihe nach an. »Meinst du?«, wandte er sich an Walther. Dann schaute er auf seinen älteren Bruder. Der winkte beruhigend ab.

»Auch wenn es Felsen, Schluchten und Höhlen genug gibt, glaube ich nicht, dass sich dieses Gesindel noch in

der Nähe aufhält. Sie müssen ja damit rechnen, dass der Rote Graf, sobald er von dem Turnier zurückkehrt, mit seinen Männern die Wälder durchkämmt.«

Konrad versuchte in der Zuversicht seines Bruders die eigene Angst zu vertreiben.

Als Wulf seinem Bruder dann noch zustimmte, war Konrad beruhigt.

»Ich denke auch, dass diese Strolche das Gebiet des Roten Grafen längst verlassen haben. Immerhin«, er blickte in die Runde, »kann es nichts schaden, wenn wir in den nächsten Tagen und Wochen die Augen offen halten. Vor allem, wenn wir hier in unserem Versteck sind.«

»Das ist doch wohl klar«, kamen die Stimmen der vier Freunde wie ein Echo.

AUF BURG SCHLANGENFELS

Eine knappe Woche war seit dem Überfall auf Moosgrund vergangen. Die Leute warteten voller Ungeduld auf die Heimkehr des Roten Grafen und seiner Ritter. Endlich – die Sonne stieg hinter der grünen Mauer des Waldes heraus, als sie die breite Naturstraße durch den Moosgrund heraufgezogen. Der Hirte Rubertus hatte sie von einem baumfreien Hügel zuerst gesehen. Er lief und brachte die frohe Kunde. Zur Belohnung erhielt er von dem Schankwirt Waldemar ein Stück Schinken und einen Kanten Brot.

Währenddessen zogen die heimkehrenden Ritter am schäumenden Fluss entlang, auf dessen Grund Steine und Felsbrocken lagen. Manche ragten wie Kegel oder Pyramiden aus dem Wasser.

Neben Graf Leopold tänzelte ein Rappe, auf dem die wuchtige Gestalt des Ritters Eberhard saß, im weiten Umkreis nur der Starke Eber genannt. Der Graf hatte seinen Helm abgenommen und vor sich auf den Halsansatz seines Pferdes gelegt. Die verschwitzten, brandroten Haare, die ihm den Namen »Roter Graf« eingebracht hatten, umrahmten in einer Pagenfrisur sein schmales energisches Gesicht. In seinen hellen Augen lag ein

frohes Leuchten. Er wandte sein Gesicht Ritter Eberhard zu: »Endlich wieder daheim. Endlich wieder auf Schlangenfels. Dort grüßt sie schon aus steiler Höhe zu uns herüber.« Nach einer Biegung lag der Flecken Moosgrund vor ihnen.

Der Rote Graf hielt seine rechte Hand wie einen Schild über seine Augen.

Vom Dorf her drängten die Leute und liefen dem Zug der Heimkehrenden entgegen. Allen voran die gebeugte Gestalt des Paters Franziskus. Zwischen den Erwachsenen liefen auch die fünf Freunde. Sie waren wie Bogen gespannt, wie der Rote Graf wohl gegen die gemeinen Räuber vorgehen würde. Stolz sprengte Graf Leopold vor den andern her. Vor der Gruppe seiner Bauern und Tagelöhner zügelte er sein Pferd und schaute halb erstaunt und halb unwillig auf seine Untertanen. Fragend ruhten seine hellen Augen auf dem Pater. Die Dorfbewohner, Männer und Frauen, verneigten sich vor ihrem Herrn, dem Grafen Leopold von Schlangenfels.

Schon seit Jahrzehnten unterstanden die Tagelöhner von Moosgrund den Grafen von Schlangenfels. Sie lieferten pünktlich den fälligen Zins ab, konnten sich aber im allgemeinen einer großen Freiheit erfreuen. Schon Graf Rudolf, Großvater des jetzigen Burgherrn, hatte sich das Ziel gesetzt, die Peitsche auf dem Rücken der Tagelöhner